

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**W. G. Sebald**

**Nach der Natur**

Ein Elementargedicht

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**WIE DER SCHNEE  
AUF DEN ALPEN**

## INHALT

Wie der Schnee auf den Alpen

I–VIII

Seite 5 bis 40

Und blieb ich am äussersten Meer

I–XXI

Seite 41 bis 76

Die dunckle Nacht fahrt aus

I–VII

Seite 77 bis 111

*Or va, che un sol volere è d' ambedue:  
tu duca, tu signore e tu maestro.  
Così gli dissi; e poi che mosso fue,  
entrai per lo cammino alto es silvestro.*

*Dante, Inferno, Canto II*

# I

Wer die Flügel des Altars  
der Pfarrkirche von Lindenhardt  
zumacht und die geschnitzten Figuren  
in ihrem Gehäuse verschließt,  
dem kommt auf der linken  
Tafel der hl. Georg entgegen.  
Zuvorderst steht er am Bildrand  
eine Handbreit über der Welt  
und wird gleich über die Schwelle  
des Rahmens treten. Georgius Miles,  
Mann mit eisernem Rumpf, erzen geründeter  
Brust, rotgoldnem Haupthaar und silbernen  
weiblichen Zügen. Das Antlitz des unbekanntem  
Grünwald taucht stets wieder auf  
in seinem Werk als das eines Zeugen  
des Schneewunders, eines Einsiedlers  
in der Wüste, eines Mitleidigen  
in der Münchner Verspottung.  
Zuletzt im Nachmittagsschimmer  
der Erlanger Bibliothek scheint es hervor  
aus einem mit weiß gehöhter Kreide angelegten,  
später mit Feder und Tusche von fremder  
Hand zerstörten Selbstbildnis eines vierzig-  
bis fünfzigjährigen Malers. Immer dieselbe

Sanftmut, dieselbe Bürde der Trübsal,  
dieselbe Unregelmäßigkeit der Augen, verhängt  
und versunken seitwärts ins Einsame hin.  
Auch kehrt Grünewalds Gesicht wieder  
in einem Basler Bild des jüngeren  
Holbein, das eine gekrönte Heilige zeigt.  
Es seien dies merkwürdig verstellte  
Fälle von Ähnlichkeit, schrieb Fraenger,  
dessen Bücher die Faschisten verbrannten.  
Ja, es scheine, als hätten im Kunstwerk  
die Männer einander verehrt wie Brüder,  
einander dort oft ein Denkmal gesetzt,  
wo ihre Wege sich kreuzten. Darum wohl  
auch in der Mitte des rechten Flügels  
des Lindenhardter Altars in Besorgnis  
den Blick auf den Jüngling auf der anderen  
Seite gerichtet jener ältere Mann, dem ich selber  
vor Jahren einmal an einem Januarmorgen  
auf dem Bamberger Bahnhof begegnet bin.  
Es ist der heilige Dionysius,  
das abgeschlagene Haupt unterm Arm.  
Ihm, seinem erwählten Protektor,  
der inmitten des Lebens seinen Tod  
mit sich führt, gibt Grünewald das Ansehen  
Riemenschneiders, dem der Würzburger Bischof  
zwanzig Jahre darauf auf der Folter  
die Hände zerbrechen ließ. Lang vor der Zeit  
geht der Schmerz bereits ein in die Bilder.

Das ist die Vorschrift, weiß der Maler,  
der sich einreihet auf dem Altar  
in die viel zu geringe Genossenschaft  
der vierzehn Nothelfer. Sie alle, die heiligen  
Blasius, Achaz und Eustach; Pantaleon,  
Aegidius, Cyriax, Christophorus und  
Erasmus und der wirklich wunder-  
schöne heilige Veit mit dem Hahn,  
schauen ein jeder in eine andere  
Richtung, ohne daß wir verstünden,  
warum. Die drei Nothelferinnen  
Barbara, Katharina und Margarethe hingegen  
stecken am Rand der linken Tafel  
hinter dem Rücken des Georg ihre  
gleichförmigen orientalischen Köpfe  
zu einer Verschwörung gegen die Männer  
zusammen. Auch das Unglück der Heiligen  
ist ihr Geschlecht, ist die furchtbare  
Separation der Geschlechter, die Grünewald  
am eigenen Leib erfuhr. Der ausgetriebene  
Teufel, den Cyriax, nicht bloß aufgrund  
der Enge des Raumes, sondern  
wie ein Emblem hoch in die Luft  
erhoben hält, ist ein weibliches  
Wesen und stammt, wie eine Grisaille  
Grünewalds im Frankfurter Städel aufs drastischste  
vorführt, aus der epileptischen Tochter  
Diokletians, der verzwängten Prinzessin

Artemia, die Cyriax, neben dem sie kniet an der Erde, mit dem Manipel seines Ornaments wie einen Hund kurz gebunden hält.

Vordrängend über den beiden das Gezweig eines Feigenbaumes mit Früchten, von denen eine von Insekten ganz ausgehöhlt ist.

## II

Wenig ist bekannt über das Leben  
des Matthaeus Grünewald von Aschaffenburg.  
Der erste Bericht über den Maler  
in der *teutschen Academie* des Joachim von Sandrart  
aus dem Jahr 1675 beginnt mit dem Verweis, der Autor  
wisse nicht einen Menschen bey leben,  
der über die ruhmwürdige Hand eine Schrift  
oder mündliche Nachricht geben könne.  
Dem Zeugnis Sandrarts dürfen wir trauen,  
denn ein Bildnis in einem Würzburger Museum  
hat ihn bewahrt, zweiundachtzigjährig,  
hellwach und von seltener Klarheit des Blicks.  
Mit liecht in grau und schwarz  
habe Matthaeus die äußeren Flügel  
des von Dürer gefertigten Altars  
von der Himmelfahrt Mariae  
in dem Prediger Closter zu Frankfurt gemahlt  
und also ungefehr 1505 gelebet.  
Absonderlich merkwürdig sei die von ihme  
mit Wasserfarben gebildete Verklärung  
Christi auf dem Berg Thabor, insonders  
eine verwunderlich schöne Wolcke,  
darinnen, über die in Furcht ganz verzuckte  
Apostel, Moyses und Elias erscheinen,

selzamkeit halber von nichts übertroffen.  
Dann seien im Domm zu Maynz  
drey Altar-Blätter in und auswendig  
gemahlt gewesen, eines davon vorstellend  
einen blinden Einsiedler, der mit seinem Leitbuben  
über den zugefrorenen Rheinstrom gehend  
auf dem Eis von zween Mördern überfallen  
und zu todt geschlagen wird. Anno 1631 oder 32  
sei dieses Blatt in dem damaligen wilden Krieg  
weggenommen und nach Schweden versandt  
worden,  
aber durch Schiffbruch neben vielen  
andern dergleichen Kunststücken  
in dem Meer zu Grund gegangen.  
In Isenheim ist Sandrart nicht gewesen,  
hat aber gehört von dem Altarwerk, das,  
schreibt er, so gestalt sei, daß das wahre  
Leben nicht anderst thun könnte, und wo,  
anscheints, ein S. Antonio mit artig  
ausgebildete Gespenster vorkomme.  
Außer einem Johannes mit zusammengeschlagenen  
Händen,  
dessen er, Sandrart, als er seiner Zeit in Rom  
des Papsts Contrafät machte, ansichtig wurde,  
sei dies mit Gewißheit alles, was nicht verschollen  
von der Arbeit des Aschaffenburger Malers,  
von dem ihm sonst nur bewußt, daß er sich  
meistens

in Mainz aufgehalten, ein eingezogen  
melancholisches Leben geführt und  
übel verheurathet gewesen.

### III

Lang ist bekanntlich die Tradition der Verfolgung der Juden, auch in der Stadt Frankfurt am Main. Um 1240 sollen 173 von ihnen theils erschlagen worden, theils eines freiwilligen Todes in den Flammen gestorben sein. Im Jahr 1349 machten die Geiselbrüder ein großes Massaker im Judenquartier. Wieder besagen die Berichte, daß die Juden sich selber verbrannt hätten und es nach der Feuersbrunst möglich gewesen sei, vom Domhügel bis nach Sachsenhausen zu sehen. Nur zögernd kehrten darauf die Juden nach Frankfurt zurück. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wird eine Kleiderordnung erlassen, gelbe Ringe vorn auf dem Rock, später ein grauer Kreis von der Größe eines Apfels, zur Verhinderung jeder fleischlichen Verbindung zwischen Christen und Juden, auf die lang noch die Strafe des Todes stand.

Dann wird auf Kosten des Frankfurter hohen Rats und im Zuge der bürgerlichen Ordnungswaltung und der damit fortschreitenden Reform und Hygienisierung den Juden am Wollgraben ein eigenes Ghetto gebaut, vierzehn Häuser und eine neue Synagoge. Zu Grünewalds Zeit sind es nachweislich dreiundzwanzig Häuser, und bald zählte der Bezirk, ohne daß die Grenzen erweitert wurden, dreitausend Bewohner. Nachts, am Sonntag um vier schon, werden sie eingeschlossen, und gehen dürfen sie nirgends, wo ein grüner Baum wächst, weder auf dem Scheidewall noch im Roß, noch auf dem Römerberg oder in der Allee. In diesem Ghetto war das Judden Enchin zuhause gewesen, eh sie, wenige Monate vor der Feier der Hochzeit mit Mathys Grune, dem Maler, auf den Namen der heiligen Anna getauft wurde. In das große Buch über den historischen Grünewald, das Dr. phil. W. K. Zülch im Jahr 38 zu Hitlers Geburtstag in alter Schwabacher Type vorlegte, hatte sich die Geschichte von dieser außerordentlichen Verbindung

nicht einordnen lassen. Grünewald wird das, wie es heißt, in seiner Schönheit auffällige Kind bemerkt haben, wenn es auf dem Weg durch das Brückchentor und die Predigergasse an seinem Arbeitsplatz unmittelbar außer dem Ghetto vorbeikam. Daß aber er die ihm ein Jahr später angetraute Anna zum Wechsel des Glaubens bewegt hat, dafür findet sich nirgends ein Anhalt. Vielmehr scheint es, sie selber habe sich den zu jener Zeit von besonderer Entschlußkraft oder Hoffnungslosigkeit zeugenden Schritt dadurch erleichtert, daß sie dem Maler mehrfach in die Augen sah, vielleicht zuerst sich auch bloß in seinen grünfarbenen Namen verliebte, was dem ledigen Meister, der inzwischen die Mainzer Hofmalerstelle zugunsten des großen Isenheimer Auftrags abgegeben hatte, nicht ungelegen gekommen sein wird, denn ohne einen eigenen Hausstand konnte er keinen Helfer oder Gesellen in Stellung nehmen. Als Grünewald am 17. Dezember 1512 ganz in der Nähe des Doms

für dreiundzwanzig Gulden  
zwölf Schilling ein Haus kauft,  
hat er, wie das Protokoll vermerkt,  
schon die getauft Annen zur Ehe.  
Die vielbewunderte junge Proselytin,  
die für die Frankfurter christliche  
Gesellschaft, von der sie zur Taufe  
bereits mit Geschenken überhäuft worden war,  
eine wahre Errungenschaft darstellte,  
hätte Grünewalds Glück machen können.  
Wenn es anders gekommen ist, lag das  
zum einen daran, daß der Maler,  
der späterhin eingezogen und fast  
im Untergrund lebte, selber die Anerkennung  
durch diese Gesellschaft hintertrieb,  
und daß er zum andern, wie seine Bilder  
erweisen, ein besseres Auge hatte für Männer,  
deren Gesichter und ganze Körperlichkeit  
er mit unendlicher Hingabe ausführte,  
während die Frauen meist alle verhüllt sind  
und ihn somit der Angst entheben,  
genauer sie ansehen zu müssen.  
Vielleicht ist die Grünewald Anna  
darum händelsüchtig, krank, ein Opfer  
der bösen Vernunft, des Kopffiebers  
und des Wahnsinns geworden.  
Bis auf Besserung wird sie schließlich  
ins Spital eingeliefert, wo sie

zum Zeitpunkt des Todes  
des Malers noch ausharrt  
in der Schwachheit ihres Leibs.